

PREDIGT ZU MICHA 6, 6-8

- Wermelskirchen, 27. Oktober 2013 (22. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

die Welt steckt voller unangenehmer Wahrheiten. Der großartige und humorvolle amerikanische Autor Bill Bryson zum Beispiel hat auf seinen zahlreichen Reisen diesseits und jenseits des Atlantik drei solcher Grundwahrheiten herausgefunden. Erstens: Die Telefongesellschaft behält am Ende immer recht. Zweitens: Zuhause ist nie so, wie man es sich vorgestellt hat. Und drittens: Wenn der Kellner dich nicht sehen will, dann sieht er dich auch nicht. Daraus spricht viel Lebensweisheit und manche Enttäuschung, vor allem aber die Einsicht: Das Leben verläuft leider nicht immer nach meinen Wünschen und Vorstellungen, und manchmal sind wir schlicht und einfach machtlos.

Das ist hier – bei Bryson – noch eine recht harmlose und eher amüsante Beobachtung. Begibt man sich etwas tiefer hinein in das Thema und ist ehrlich mit sich selbst, steht man recht bald vor der höchst unangenehmen Einsicht: Jedes Leben ist – je länger es dauert, je älter man wird – eine Ansammlung von ebenso gelungenen wie misslungenen Taten, von Erfolgen ebenso wie Misserfolgen. Neben dem Stolz über Erreichtes steht immer auch die Scham über Misseratenes und gleich neben den glanzvollen Erinnerungen liegen die Scherben des Versagens. Es ist nur eine Frage der Ehrlichkeit, sich das einzugestehen: Unser Leben ist mindestens ebenso häufig Anlass zu Scham wie zu Stolz; wie viel gibt es in meinem, in jedem Leben, das ich gerne ausradiieren würde, wenn ich es nur könnte! Das Versagen, das Scheitern ist ein Teil unseres Lebens und bleibt das auch. Oder, um es noch etwas grundsätzlicher zu formulieren: Du kannst nicht leben, ohne schuldig zu werden! Das ist nicht schön, das ist nicht angenehm, aber es scheint eine Tatsache zu sein, an der wir nicht vorbeikommen, die uns früher oder später einholt. Daraus aber ergibt sich die eine große Frage des Lebens, die eine große Sorge, die uns umtreibt, wenn wir es ernst meinen mit unserem Leben: Wie kann ich eigentlich leben, wie kann ich richtig, gut, verantwortlich le-

ben? Und wie gehe ich um mit meinem Scheitern, was tue ich, wenn ich wieder mal an die Grenzen meines guten Willens stoße und vor dem Scherbenhaufen meiner guten Vorsätze stehe?

Es machen sich in den letzten Jahren ja ziemlich aggressiv Bewegungen breit, die in der Religion die Wurzel allen Übels sehen. Atheistische und humanistische Verbände versuchen mit einem erheblichen Aufwand an Propaganda die Menschen davon zu überzeugen, dass der Glaube an eine höhere Macht blanker Unsinn, dass das ganze Gerede von Sünde und Erlösung vormoderner Quatsch sei. Die Wissenschaften, so heißt es, vor allem die Naturwissenschaften bieten hinreichende Erklärungen für alle wichtigen Fragen, was noch nicht geklärt sei, werde in Kürze zweifellos auch noch erklärbar, und der so aufgeklärte Mensch müsse sich nur ein bisschen Mühe geben, dann werde das Leben frei und schön, fortschrittlich und friedlich. Nun gibt es zweifellos manches zu kritisieren an Religion und Kirche, manchmal kann man sich für den eigenen Laden tatsächlich nur schämen, und was da manchmal aus der ganz frommen Ecke in Sachen Glaube und Wissenschaft kommt, ist wirklich ein gefundenes Fressen für jeden nur halbwegs klugen Kopf. Es gibt viel Dummheit im Hause der Frommen, und ich nehme es den Vertretern der neuen Aufklärung auch durchaus ab, dass es ihnen ernst ist und sie es gut meinen mit dem Menschen. Aber bei allem Respekt vor ihren Bemühungen: An mindestens einer Stelle bleiben sie weit hinter dem zurück, was die Religionen schon seit Jahrhunderten wissen und wach halten: Sie überschätzen nämlich maßlos den Menschen, oder besser gesagt: Sie unterschätzen ihn völlig in seiner Fähigkeit zum Bösen und zum Scheitern. Die Weltanschauung und das Menschenbild dieser Humanisten und Aufklärer ist auf eine fast schon rührende Weise naiv und schlicht und weiß nur wenig zu sagen zur Not des Menschen angesichts von Schuld und Versagen. Wer nur ein bisschen tiefer blickt, kann sich mit diesen Antworten nicht zufrieden geben. Der Mensch ist nicht edel, hilfreich und gut, jedenfalls ganz sicher nicht nur. Und der bloße Appell, es doch bitteschön zu sein, wirkt oft ziemlich hilflos angesichts der Realitäten dieser Welt.

Und damit betritt der Hauptdarsteller des heutigen Sonntags die Bühne. Es ist der Prophet Micha aus der jüdischen Provinz. Er wird zum Volk Israel gesandt in einer Zeit, in der – wieder einmal – öffentliche Moral und wahre Gerechtigkeit weit auseinanderklaffen. Der schöne Kult am Tempel und das alltägliche Leben der Menschen in Israel stehen im schreienden Gegensatz: „*Ihr solltet doch das Recht kennen*“, ruft Micha den Mächtigen seiner Zeit ins Gesicht, „*aber ihr hasst das Gute und liebt das Arge; ihr schindet meinem Volk die Haut ab und das Fleisch von ihren Knochen. Und wenn ihr ihnen die Haut abgezogen habt, zerbrecht ihr ihnen auch die Knochen; ihr zerlegt es wie in einen Topf und wie Fleisch in einen Kessel.*“ Gott aber lässt es nicht auf ewig zu, dass das Recht mit Füßen getreten wird, darum muss der Prophet die furchtbare Botschaft ausrichten: „*Wenn ihr nun zum HERRN schreit, wird er euch nicht erhören, sondern wird sein Angesicht vor euch verbergen zur selben Zeit, wie ihr mit eurem bösen Treiben verdient habt.*“

Gott wendet sich ab von seinem Volk – diese grausame Botschaft muss der Prophet ausrichten, ob er will oder nicht. Wie konnte es dazu kommen? Es scheint, als hätten sich Mächtigen, vor allem auch die religiösen Führer, zu lange und zu fest in Sicherheit gewiegt: Wir sind doch das erwählte Volk, Gott hat doch einen Bund mit uns geschlossen! Wären wir nicht König, wären wir nicht Priester, wenn Gott es nicht so gewollt hätte? Das hat vermutlich ganz klein angefangen; kein Bösewicht kommt voll entwickelt zur Welt. Aber nach und nach hatte man sich gewöhnt an die Privilegien, fand Gefallen daran, dass das Volk in Ehrfurcht erstarrte, wenn die königliche Sänfte vorbeifuhr, hatte nichts dagegen, dass die Kluft zwischen Priester und Volk immer größer wurde vor lauter pompöser Heiligkeit. Und so schliff sich das Unrecht eben ein und wurde nach und nach zur Gewohnheit – Alltag, mit dem sich alle abfanden. Genüsslich die einen, mit leicht pochendem Gewissen die anderen und in ohnmächtigem Leid die meisten.

Da muss dann eben von Zeit zu Zeit einer aufstehen und das Übel beim Namen nennen, damit das Volk nicht verderbe. Rufer und Mahner sind die Propheten des Alten Testaments, aber eben nicht Rufe und Mahner in eigener Sache, sondern im Auftrag Gottes, der es nicht erträgt, wenn sein Recht und das Recht der Armen und Ausgebeuteten auf Dauer mit Füßen getreten wird. Ausgesucht hat sich keiner der Propheten

seinen Auftrag, gedrängt hat sich niemand von ihnen danach, und gelitten haben sie alle unter ihrer Berufung; manch einer hat das mit dem Leben bezahlt, und Erfolg hatten sie – nun ja, sagen wir mal: nur sehr begrenzt. Denn das ist ja nun das Merkwürdige an der ganzen Geschichte: Wir kennen alle diese Namen, all diese Propheten nur, weil sich im *Nachhinein*, nach erfolgter Katastrophe noch jemand an sie erinnerte, weil ihre Mahnungen und Warnungen nicht ganz vergessen waren, als das Volk Israel im Exil saß, unterworfen von fremden Völkern und fern der Heimat. Da dämmerte es ihnen: Sollten diese seltsamen Vögel, sollten Amos und Hosea, Jesaja und Micha und wie sie alle hießen, sollten die etwa recht gehabt haben? Haben wir uns das Unglück etwas selbst zuzuschreiben, unserer zunehmenden Gottlosigkeit, unserer Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit? Und so kommt es, dass das Volk Israel nach durchlittenem Unheil, nach Exil und dürftigem Neuanfang beschloss: Das darf nicht noch einmal passieren! Was geschah, soll für alle Zeit zur Mahnung dienen, und darum soll die Stimme der Propheten nicht noch einmal verdrängt, verlacht und überhört werden. Anders gesagt: Indem das Alte Testament die Stimme der Propheten nach Katastrophe und Neuanfang aufbewahrt und überliefert hat, gibt es ihnen im Rückblick recht: Ja, wir haben uns selbst zuzuschreiben, was da geschah. So ist, wenn man's recht betrachtet, Israel das einzige Volk, das die Geschichte seines Scheiterns und seines Ungehorsams nicht etwa verleugnet, beschönigt und verdrängt, sondern aufbewahrt und zur Heiligen Schrift werden lässt. Im Wissen um die furchtbaren Wirkungen des Fehlverhaltens, der Sünde wird diese nicht etwa verharmlost, sondern ganz ernst genommen und in der Erinnerung als bleibende Mahnung aufbewahrt.

Das ist einerseits schrecklich, denn beim Lesen der Propheten mag man sich ja immer wieder wünschen, dass es doch noch gut ausgehen möge, weiß aber eben doch schon ums schlimme Ende. Genau das ist dann aber auch wieder tröstlich, denn es lehrt uns, mit der Sünde und Verführbarkeit des Menschen ernsthaft zu rechnen und nicht darauf hereinzufallen, wenn der Schein im Moment noch glänzt und die Oberfläche sich zur Zeit noch glatt und blank darstellt. Darunter brodelt es und hat es schon immer gebrodelt. Wer das nicht wahrhaben will, macht sich gefährlicher Naivität und törichter Vereinfachung schuldig.

Gott sei Dank gibt es dann aber doch auch immer wieder wachsame und aufmerksame Menschen, denen die Worte des Propheten zu Herzen gehen. Und es ist ein literarisches Meisterstück, wenn es in der Micha-Erzählung nun zum großen Showdown kommt. Im 6. Kapitel mündet die Klage des Propheten in eine einzige harte Anklage Gottes an sein Volk. Es ist der enttäuschte Liebende, der undankbar vergessene Wohltäter, der hier spricht und klagt:

„Höret doch, was der HERR sagt: »Mach dich auf, führe deine Sache vor den Bergen und lass die Hügel deine Stimme hören!«

Höret, ihr Berge, wie der HERR rechten will, und merket auf, ihr Grundfesten der Erde; denn der HERR will mit seinem Volk rechten und mit Israel ins Gericht gehen! »Was habe ich dir getan, mein Volk, und womit habe ich dich beschwert? Das sage mir! Habe ich dich doch aus Ägyptenland geführt und aus der Knechtschaft erlöst und vor dir her gesandt Mose, Aaron und Mirjam. Mein Volk, denke doch daran, was Balak, der König von Moab, vorhatte und was ihm Bileam, der Sohn Beors, antwortete; wie du hinüberzogst von Schittim bis nach Gilgal, damit ihr erkennt, wie der HERR euch alles Gute getan hat.«

Was habe ich nicht alles für dich getan, klagt Gott, und wie dankst du es mir, mein Volk? Habe ich irgend ein Gutes unterlassen? Und wo ist jetzt das Gute geblieben, das ich mir auf der Erde, das ich mir von euch wünsche? Schweigen im Gerichtssaal. Weil es da nichts zu erwidern gibt. Dann aber erhebt sich eine zaghafte Stimme, einer, dem das harte Wort ans harte Herz geht und der spürt: Es muss doch anders gehen, es muss doch eine Möglichkeit geben, Gott wieder freundlich zu stimmen, versöhnlich, das Unheil vielleicht doch noch abzuwenden. Und wir hören die Worte:

„»Womit soll ich mich dem HERRN nahen, mich beugen vor dem hohen Gott? Soll ich mich ihm mit Brandopfern nahen und mit einjährigen Kälbern? Wird wohl der HERR Gefallen haben an viel tausend Widder, an unzähligen Strömen von Öl? Soll ich meinen Erstgeborenen für meine Übertretung geben, meines Leibes Frucht für meine Sünde?«

Das ist natürlich völlig übertrieben; Menschenopfer hat der Gott Israels nie gewollt, auch wenn es in den Nachbarvölkern durchaus vorkam. Und unzählige Ströme von teurem, edlem

Olivenöl sind ja gar nicht so einfach zu besorgen. Aber was soll's: In der Verzweiflung bietet der Mensch alles auf, womit sich die zornigen Götter vielleicht besänftigen lassen, auf dass man anschließend wieder seine Ruhe habe. Aber genau das will Gott nicht: Den Menschen in Ruhe lassen. Er will sich nicht abspeisen lassen mit Brand- und Schlachtopfern, mit Strömen von Öl oder auch Blut. Symbole sind das, rituelle Handlungen, die wertlos sind, wenn ihnen keine innere Einstellung, keine Überzeugung entspricht. So redet der Prophet noch ein weiteres Mal im Namen Gottes und verkündet, worum es wirklich geht: **„Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir erwartet, nämlich das Rechte tun, Güte und Treue lieben und demütig mitgehen mit deinem Gott.“**

Hier ist das zum ersten Mal ausgesprochen, was das Verhältnis zwischen Mensch und Gott tatsächlich ausmacht, worum es im Glauben geht, wo der Kern, die Seele des Menschseins liegt: Nicht in seinen großartigen Fähigkeiten und Möglichkeiten, sondern in seiner Angewiesenheit auf ein Größeres, Höheres, auf etwas, das außerhalb unserer selbst liegt. Was nämlich ist hier gesagt? Zum einen dies: *Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist.* Das heißt: Du kannst es dir eben nicht einfach selber sagen. Du musst es aber auch nicht immer wieder neu erfinden. Es gibt einen Maßstab, und den hast du dir nicht ausgedacht, sondern den hast du empfangen, er ist größer als du und deine Lebensentwürfe. Es gibt ein Gegenüber – nennen wir es das Leben, die Mitmenschlichkeit, oder nennen wir es mit Micha einfach Gott – es gibt ein Gegenüber, das dich fordert und dem du dich nicht entziehen kannst. Du hast eine Verantwortung, und die kannst du nicht einfach wieder abgeben, wenn du wirklich Mensch sein willst.

Zweitens aber erfüllst du diese Verantwortung nicht in einer Vielzahl von einzelnen Vorschriften und Geboten, sei es im Kult oder im täglichen Miteinander. Sondern indem du wieder und wieder nach dem einen fragst: Was ist recht und gut, wie werde ich meinem Mitmenschen gerecht? Wie werde ich selbst ein verlässlicher Nächster – kurz: Was verlangt die Güte, die Liebe zum Nächsten in jedem Einzelfall? Was Jesus Jahrhunderte später als Doppelgebot der Liebe formulieren wird, ist hier bereits angelegt und erkannt: Hinter allen Gesetzen und Geboten gibt es letztlich nur das eine: Liebe. Und den ernsthaften Willen, die Forderungen der Liebe dann auch zu leben. Wach-

sam und aufmerksam zu sein, wachsam und aufmerksam für den Nächsten und seinen Anspruch, in dem mir Gottes Anspruch entgegen tritt. Oder noch einmal anders formuliert: Gott will gar nicht *etwas* von mir, er will *mich*. Nicht um eine Liste von Pflichten geht es, die ich abhaken und damit erledigen kann, sondern um mein Herz und ob es am rechtem Fleck und im richtigen Moment schlägt. Daran entscheidet sich mein Menschsein im Angesicht Gottes.

Und ein drittes kommt hinzu: *Demütig mitgeben mit deinem Gott*, formuliert Micha in zeitloser Schönheit. Man kann das auch übersetzen mit ‚aufmerksam bleiben‘ oder ‚wachsam sein‘. Jedenfalls geht es noch einmal darum, dass ich diesen Anspruch Gottes auf mein Leben nicht etwa einmal begriffen habe und dann auf eigene Faust losstolpere und, so gut es geht, mich nach Kräften bemühe. Sondern viel mehr: Dass ich ein Leben lang ein aufmerksamer Hörer bleibe, Gott auf den Fersen sozusagen, mich von ihm mitnehmen lasse – und eben auch immer wieder zurecht bringen lasse. Denn das wird mir mehr und mehr bewusst, je ernsthafter ich es versuche: Ich kann es gar nicht aus eigener Kraft, ich werde immer wieder an meine Grenzen stoßen und mir meiner Unzulänglichkeit bewusst werden. Das macht demütig und bewahrt – hoffentlich! – vor der Illusion, es käme nur auf genügend guten Willen an. Das tut es eben nicht; auch das Scheitern bleibt als Möglichkeit immer eingeschlossen, wo sich ein Mensch der Verantwortung stellt. Wie gesagt: Wir können nicht leben, ohne schuldig zu werden. Das macht demütig, und eben so – demütig – sollen wir ja auch mit Gott gehen. Wobei Demut nicht heißt, in kriecherischer Unterwürfigkeit, sondern im gesunden Bewusstsein unserer eigenen Grenzen.

Mit dem Stichwort ‚Demut‘ aber rückt nun auch die Perspektive der Vergebung in den Horizont. Denn, noch einmal: Diese Worte wurden ja *nach* der Katastrophe erinnert, vor der der Prophet gewarnt hatte. Sie sind ein Reflex darauf, was passiert, wenn man sie missachtet. Und so – als Teil der Geschichte Israels – werden sie eine Etappe auf dem Weg hin zum Neuen Testament und seiner Botschaft der Vergebung. Jedenfalls lesen wir das als Christen in dieser Perspektive, aber es ist selbstverständlich keine christliche Erfindung: Schon das Alte Testament weiß: „*Bei dir, Gott, ist Vergebung, dass man dich fürchte*“ (Psalm 130,4; Wochenspruch!). Nur durch Scheitern und

Vergebung hindurch ist Neuanfang möglich, bleibt das Leben erträglich und kann das Miteinander gelingen. Nur wer nicht perfekt sein muss, kann es überhaupt wagen, gut sein zu wollen. Nur wer die Grenzen seines guten Willens realistisch einschätzt, kann frohgemut das Gute wollen und wird nicht verzweifeln, wenn das Böse sein hässliches Haupt hebt. Erst das Scheitern macht uns menschlich, wenn wir denn auch den Neuanfang wagen und uns beständig darin üben, „demütig mitzugehen mit unserem Gott“, also: Nicht von uns selbst alles erwarten, sondern von der Liebe Gottes, die sich spiegeln darf in unseren kleinen und schwachen, aber sehr wohl ernst gemeinten Versuchen der Nächstenliebe.

Ganz wenig ist hier gefordert und doch unendlich viel; recht betrachtet eigentlich nur das eine: „*Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der HERR von dir erwartet, nämlich das Rechte tun, Güte und Treue lieben und demütig mitgeben mit deinem Gott.*“ Daran arbeiten wir seit tausenden von Jahren, und wie es aussieht ist der Weg noch lange nicht zu Ende. Und das ist vielleicht auch gut so, auch wenn es mühsam bleibt. Es ist nämlich der einzige menschliche Weg; einen anderen haben wir nicht.

„*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*“